

Krieg der Welten: Interview mit Hans J. Gießmann und Susanne Buckley-Zistel

Kollender, Ellen; Merz, Sebastian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kollender, E., & Merz, S. (2009). Krieg der Welten: Interview mit Hans J. Gießmann und Susanne Buckley-Zistel. *360° – Das studentische Journal für Politik und Gesellschaft*, 4(1), 88-99. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-76466-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

KRIEG DER WELTEN

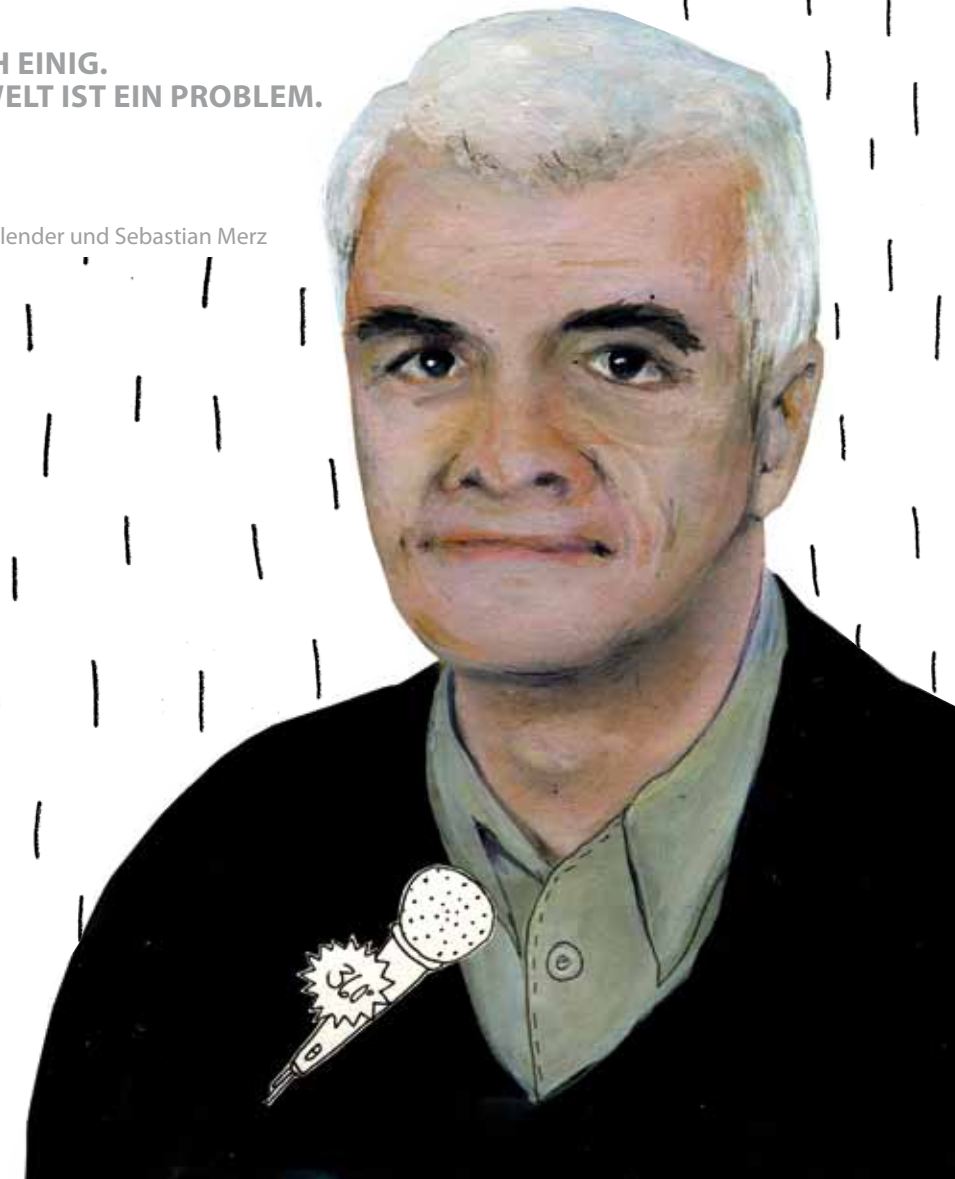
Die gute Wissenschaft trägt gewonnene Erkenntnisse immer auch zu ihren Gegenständen zurück. Auch in der Friedens- und Konfliktforschung sind das die unmittelbar Betroffenen: Kriegsversehrte, Kriegsbedrohte, Kriegsberührte, Politiker, Militärs, Zivil-Gesellschaften. In einer Disziplin, deren Praxisbezug sie normativ mitbegründet, gilt es deshalb umso mehr, Lobbyist des Wissens, also relevant zu sein. Sich um die Vermittlung von Erkenntnissen zu mühen ist wissenschaftliche Bürgerpflicht. Wie die aussehen muss, darüber ist zu streiten, noch mehr, wenn man verschiedenen Forschergenerationen angehört und unterschiedlichen Forschungskulturen zugerechnet wird.



Hans J. Gießmann ist Direktor des Berghof-Forschungszentrums für konstruktive Konfliktbearbeitung, 1955 geboren und dem Namen nach in der Welt deutscher Friedensforschung zu Hause. **Susanne Buckley-Zistel**, Jahrgang 1969, forscht am Otto-Suhr-Institut zu Transformationsprozessen und Überwindungsstrategien von Post-Konflikt-Gesellschaften. Ihre Vita zeugt von angelsächsischer Prägung. Konflikte scheinen da vorprogrammiert. Doch im Gegenteil, man ist sich einig. Scientific und political community haben ganz andere Probleme: den Kampf der Kulturen, den Krieg gegen den Terror, Demokratie-Export, Hunger, Armut und den leidvollen Umstand, dass die Verhinderung von Krieg im Gegensatz zum Management bereits ausgebrochener Konflikte für so manche potentielle Zielgruppe wissenschaftlicher Lobbyarbeit überhaupt nicht spannend ist. So entstehen Millionen-Euro-Gräber auch weiterhin; im doppelten Sinn.

**MAN IST SICH EINIG.
DIE GANZE WELT IST EIN PROBLEM.
NICHT ZWEI.**

Interview: Ellen Kollender und Sebastian Merz



360°: Friedensforscher, Konfliktforscher, Sicherheitsforscher, Gewaltforscher – welche Beschreibung trifft auf Sie zu?

Gießmann: Ich habe mich um solche Begriffe nie ernsthaft geschert. Für mich ist Friedensforschung ein vielschichtiger, vor allem aber normativ geprägter Begriff. Eigentlich bin ich Sprach- und Regionalwissenschaftler, der in der Philosophie promoviert und in der Politikwissenschaft habilitiert wurde. Das Schöne und Spannende an der Friedensforschung ist, dass ich alles, was ich in meinem Leben gelernt habe, einbringen – und deshalb auch alles sein – kann. Dass man im praktisch-politischen Diskurs sehr schnell zum Terrorismus-Experten, zum Opium-Experten, zum Sicherheitsexperten oder was auch immer abgestempelt wird, damit muss man leben.

Buckley-Zistel: Ich bin erst seit ein paar Jahren wieder in Deutschland und kann nicht ganz nachvollziehen, wo die Probleme bei der Berufsbezeichnung liegen. Unsere Disziplin wird oftmals als eine Schublade dargestellt. In die werden die Wissenschaftler dann gesteckt. Ich kenne die Grabenkämpfe nicht und musste sie zum Glück selbst nicht kämpfen. Deswegen würde ich mich der Friedens- und Konfliktforschung verschreiben und die Interdisziplinarität als Methode sehen. Wichtig ist dabei eine eigene Haltung. Das bedeutet nicht, dass man sich militärische Aspekte gar nicht anschauen braucht. Aber wenn ich mich in der Friedens- und Konfliktforschung verorte, ist meine persönliche Position eher eine kritische.

360°: Die Themen, mit denen sich ihre Disziplin beschäftigt, fallen heute sehr breit aus: Terrorismus, Konfliktmanagement, Nachkriegsgesellschaften, Governance. Ist der Frieden da unterwegs abhanden gekommen?

Gießmann: Es besteht natürlich die Gefahr, dass bei einer solch breiten Themenpalette der Blick für das Wesentliche verloren geht. Friedensforschung ist eigentlich eine normative Wissenschaft. Aber normativ zu sein, ist in den wissenschaftlichen Diskursen der Neuzeit etwas, was nicht gerne gesehen wird. Die Friedensforschung hat sich deshalb sukzessive in Richtung der klassischen strategic studies, sprich: der Außen- und Sicherheitspolitik bewegt. Zum Teil auch in Deutschland. Diese Entwicklung finde ich nicht gut.

Buckley-Zistel: Es gibt kaum Bücher, die Frieden im Titel haben oder versuchen, Frieden zu definieren. In diesem Bereich fehlte schon immer die Balance. Dennoch gibt es auch Tendenzen, sich mit dem Vermächtnis der Gewalt, vor allem nach den Bürgerkriegen der 1990er-Jahre auseinanderzusetzen. Hier schaut man nicht mehr, warum und wie Krieg passiert ist, sondern wie es heute in den Gesellschaften aussieht und was getan werden kann, um diesen

prekären Frieden zu erhalten und den neuen Ausbruch von Gewalt in Zukunft zu verhindern. Das müssen wir immer im Blick haben.

Gießmann: Das eigentlich Spannende ist doch die Frage: Warum halten Menschen Frieden? Das interessiert mich mehr als die Frage, warum Menschen gegeneinander Krieg führen. Der normative Zugang hat da sehr wohl seine Berechtigung. Frieden schaffen ist schwieriger, als Kühlschränke zu bauen. Hier geht es um mehr als lediglich den sozialen oder ökonomischen Fortschritt.

360°: Ist die klassische Gegenüberstellung von „Krieg und Frieden“ für die Forschung überhaupt noch relevant?

Buckley-Zistel: Man kann Krieg und Frieden als Gegensatz betrachten, aber auch als Kontinuum. Es gibt keinen Krieg, vor dem nicht ein Frieden war und umgekehrt. Auch bei den low-intensity conflicts sind die Grenzen zwischen Krieg und Frieden stark verwischt. Und wenn es trivial klingt: Das macht uns bewusst, dass Kriege schon im Frieden entstehen, der Frieden nicht unbedingt sicher ist und Krieg nach wie vor im Frieden weiterlebt.

Gießmann: Es ist in der Tat so: Die Begriffsgrenzen verschwimmen. Umso wichtiger ist es, dass die Wissenschaft Orientierungspunkte liefert. Was ist Krieg? Was ist Frieden? Oder: Was ist Sicherheit? Was ist Gewalt? In bestimmten Situationen geraten diese bewährten Koordinatensysteme durcheinander: Wenn Kriege nicht mehr zwischen Staaten ausgefochten werden, sondern wir es mit innerstaatlichen oder mit transnationalen Konflikten zu tun haben. Oder wenn Gewalt nicht mehr als ein Massenphänomen über eine anonyme Armee, sondern als Nachbarschaftsphänomen erlebt wird, sich also Nachbarn, Arbeitskollegen, Familienangehörige mit unterschiedlicher ethnischer Herkunft in tödliche Feinde verwandeln. Wenn Opfer und Täter einander kennen, reicht ein formeller Friedensvertrag nicht, um Frieden zu stiften. Friedenskonsolidierung benötigt unter diesen Bedingungen ganz andere Strategien. Die Orientierungspunkte, die wir hier liefern, müssen durch die Akteure schließlich selbst in politisches und soziales Handeln umgemünzt werden.

360°: Wie findet man solche theoretischen Orientierungspunkte und übersetzt sie in die Praxis?

Buckley-Zistel: Wir müssen genau zuhören, was in den Gesellschaften passiert. Für uns Forscher heißt das: das Büro im Westen verlassen, ethnologische oder ethnographische Feldforschung machen und auf das hören, was die Leute in von Krieg bedrohten Gebieten selbst an Bedürfnissen, Perspektiven, Ängsten und Sorgen haben. Das wird in Deutschland nicht ausreichend getan. Wenn man nur eine kurze Forschungsreise in die Hauptstädte von Krisenlän-

Auf das hören, was die Leute in von Krieg bedrohten Gebieten selbst an Bedürfnissen, Perspektiven, Ängsten und Sorgen haben. Das wird in Deutschland nicht ausreichend getan.

Wir sind relativ gut auf Entwicklungen eingestellt, wie sie im Kalten Krieg typisch waren. Dafür besitzen wir auch das Instrumentarium. Die großen Kriege gibt es aber nicht mehr!

dern unternimmt oder seine Hauptinformationen über das Internet bezieht und diese dann zur Basis jeglicher politikwissenschaftlicher Analyse macht, bleibt die Zivilbevölkerung außen vor.

Gießmann: Am Berghof-Zentrum haben wir den methodischen Ansatz der teilnehmenden Aktionsforschung. Wir versuchen dort, friedenswissenschaftliche Agenden nicht im stillen Kämmerlein zu entwickeln und dann auf bestimmte Konflikte zu projizieren. Stattdessen arbeiten wir mit den Akteuren und friedenswilligen Kräften in den jeweiligen Konfliktkonstellationen zusammen und entwickeln Ansätze gemeinsam. Das erfordert in der Tat Zuhören und oft auch ein Sich-selbst-zurücknehmen. Wir müssen kulturell, religiös und politisch anders geprägte Ansätze ernstnehmen und dürfen sie nicht von vornherein verwerfen. Wir erleben ja gerade, wie schwierig und fragwürdig es ist, das westliche Modell der liberalen Demokratie auf Gesellschaften zu übertragen, die andere kulturelle Prägungen haben. Einer der Gründe, warum das nicht funktioniert, ist das mitunter arrogante Festhalten an der Überzeugung, dass es eben einfach funktionieren muss. Dabei wäre kritische Selbstreflexion angebracht. Warum sollte es nicht auch andere Wege zum Frieden geben, als jene, die wir kennen und für richtig halten? Es gibt Gesellschaften, die überhaupt nicht von der liberalen Demokratie geprägt und trotzdem friedlich sind. In manchen Fällen ist ein Transfer von Ideen auf der Süd-Süd-Schiene erfolgversprechender als von Nord nach Süd oder von West nach Ost. Wir haben als Moderatoren solcher praktischen Dialoge genau die Erfahrung gemacht, dass bei den Beteiligten ein solcher Erfahrungsaustausch eher willkommen war, als die noch immer verbreitete Idee eines simplen Normenexports.

360°: In der Debatte um die Neuen Kriege und die Kleinen Kriege wird kritisiert, dass wir den Staat noch immer als Monopolisten in Kriegen wahrnehmen und sich diese Illusion sowohl begrifflich als auch im Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster zeigt.

Gießmann: Ich bin da vorsichtig. In einer Welt, die im Wandel begriffen ist, wissen wir relativ genau, wo wir herkommen – aber wir wissen nicht, wohin die Reise geht. Wir haben bestimmte Ordnungssysteme. Das wichtigste ist das Völkerrecht. Das ist an die Existenz von Staaten gebunden. Der Staat stellt für viele immer noch einen Rettungsanker für die Welt der Zukunft dar. Auch wenn er in vielen Fällen nicht leistungsfähig genug ist, um beispielsweise Rahmenbedingungen für nachhaltige Entwicklung oder für verträglichen sozialen Wandel bereitzustellen. Ich habe also ein gewisses Verständnis für einen solchen staatszentrierten Blick. Er entspricht dem Versuch, sich auf einigermaßen festem Grund zu bewegen. Das Problem ist, dass Staaten allein weder Friedensbedingungen garantieren können, die über die eigene nationalstaatliche Souveränität hinausgehen, noch Probleme innergesellschaftlicher oder transnationaler Art lösen werden.

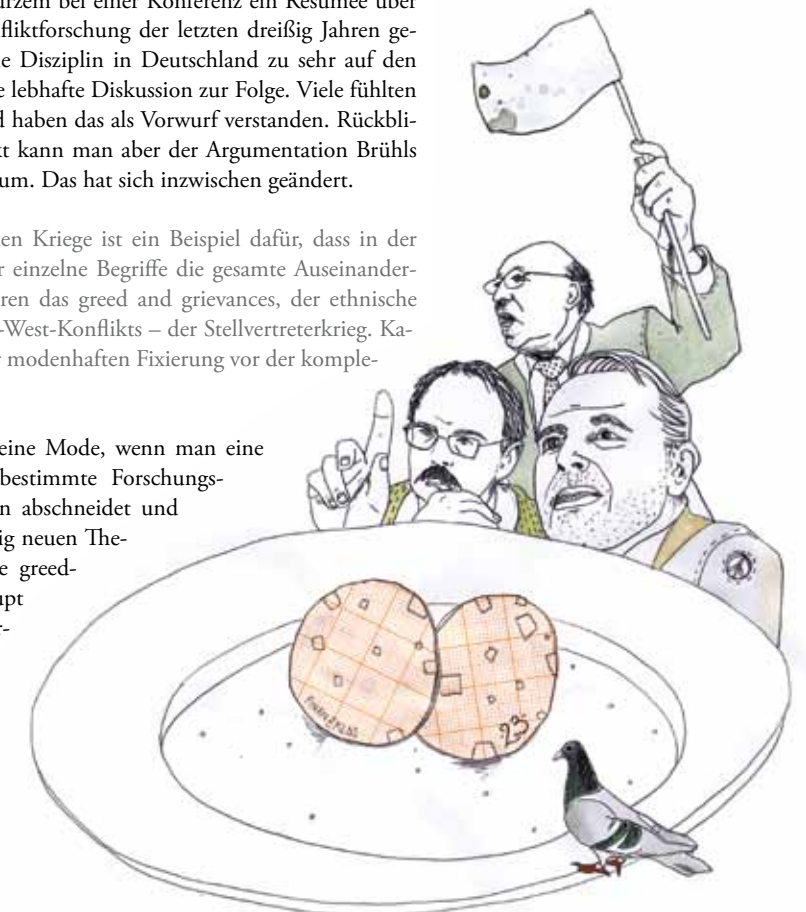
360°: Wir klammern uns mit dem staatszentrierten Denken an ein Idealbild, das sich in der Gegenwart kaum noch umsetzen oder gar wiederfinden lässt.

Gießmann: Ja, wir hängen der Entwicklung hinterher, weil wir nach wie vor in einer Erfahrungswelt leben, von der wir glauben, dass sie mehr oder weniger gut funktioniert. Wir sind relativ gut auf Entwicklungen eingestellt, wie sie im Kalten Krieg typisch waren. Dafür besitzen wir auch das Instrumentarium. Schauen Sie sich an, über was für Armeen die Staaten verfügen, wie sie für die großen Kriege ausgerüstet sind. Die großen Kriege gibt es aber nicht mehr. Es gibt neue Herausforderungen, die ganz andere Ansätze erfordern, wofür die Staaten bisher allerdings nicht die entsprechenden Mittel zur Verfügung stellen. Und in der Tat erfahren wir in vielen Fällen, dass Konfliktbewältigung nicht eine Frage von hegemonialer Führung durch großmächtige Staaten ist, sondern etwas mit Zivilgesellschaft und Verhandlungsfähigkeit innerhalb von Gesellschaften zu tun hat.

Buckley-Zistel: Tanja Brühl, Professorin für Friedens- und Konfliktforschung an der Uni Frankfurt, hat vor kurzem bei einer Konferenz ein Resümee über die deutsche Friedens- und Konfliktforschung der letzten dreißig Jahre gewagt. Ihr Fazit war, dass sich die Disziplin in Deutschland zu sehr auf den Staat konzentriert. Das hatte eine lebhaft Diskussion zur Folge. Viele fühlten sich auf den Schlipps getreten und haben das als Vorwurf verstanden. Rückblickend auf den Ost-West-Konflikt kann man aber der Argumentation Brühls folgen. Der Staat stand im Zentrum. Das hat sich inzwischen geändert.

360°: Die Debatte um die Neuen Kriege ist ein Beispiel dafür, dass in der Konfliktforschung immer wieder einzelne Begriffe die gesamte Auseinandersetzung überschatten. Zuvor waren das greed and grievances, der ethnische Konflikt oder – zur Zeit des Ost-West-Konflikts – der Stellvertreterkrieg. Kapitulierte Ihre Disziplin mit dieser modenhaften Fixierung vor der komplexeren Realität?

Gießmann: Es wäre erst dann eine Mode, wenn man eine bestimmte Beobachtung oder bestimmte Forschungslinie um des Selbstzwecks willen abschneidet und zur Seite legt, um sich dann völlig neuen Themen zuzuwenden. Ich finde die greed-and-grievances-Debatte überhaupt nicht obsolet. Auch der Stellvertreterkrieg ist unter Umständen nicht obsolet. Wir beobachten heute noch immer, dass Allianzen nach dem klassischen Bild geschmiedet werden: Des Feindes Feind ist mein Freund. Die Auseinanderset-



zung mit einem neuen Thema allein macht die Begrifflichkeit allerdings noch nicht so überzeugend, dass ich sie nicht mehr hinterfragen würde. Nur um der Wissenschaft willen bestimmte Begriffsstränge zu entwickeln und wieder fallenzulassen – da würde ich mich gegenüber den Akteuren schämen, die auf unseren Rat hoffen. Das Wesentliche erkennen, sich dem stellen und dabei in Begriffsfragen wissenschaftlich integer bleiben: das ist viel wichtiger.

Buckley-Zistel: Dass der Terrorismus heute relevant ist, hätte man sich vor zehn Jahren auch nicht vorstellen können. Auch das Thema Rüstung ist jetzt wieder von Interesse. Darüber wundern sich wahrscheinlich einige, die die Rüstungsschublade bereits zugemacht und sich anderen Dingen gewidmet hatten. Welche Themen in der Forschung gerade viel Aufmerksamkeit erfahren, hat allerdings auch mit der Finanzierung zu tun. Die Deutsche Stiftung Friedensforschung setzt in Bereichen Akzente, die ihrer Meinung nach für Deutschland wichtig sind. Das ist natürlich nicht unmaßgeblich. Da bekommt zum Beispiel das Thema Vergangenheitspolitik neuerdings das Label „Transitional Justice“. Dafür gibt es dann sehr schnell sehr viel Geld. Das Thema wird auf diesem Weg erst jetzt populär, obwohl es schon seit langem relevant ist.

Gießmann: Es gibt natürlich auch einen begrenzten Gutachterkreis, und mancher, der auf einen bestimmten Gutachter oder eine Gutachterin hofft, schreibt den Antrag auf Fördermittel entsprechend. Das erscheint opportunistisch, ist aber auch einer Lage geschuldet, die nur durch kleine Fördertöpfe gekennzeichnet ist. Die Ressourcen für die Konflikt- und Friedensforschung sind gemessen an dem, was zum Beispiel im Sicherheitsforschungsprogramm der Bundesregierung ausgeschüttet wird, nur Peanuts. Potentieller Nutzen und betriebener Aufwand für die Friedensforschung befinden sich trotz mancher Verbesserungen in den vergangenen Jahren noch immer in einem starken Missverhältnis.

Buckley-Zistel: Deswegen wäre ich mit dem Begriff Opportunismus auch vorsichtig. Wenn wir machen wollen, was wir machen, brauchen wir einfach auch Geld dazu.

Gießmann: Die institutionalisierte Friedensforschung in Deutschland ist verglichen mit dem, was unter „peace and security studies“ in den Vereinigten Staaten läuft, nur ein ganz kleiner Kreis. Viele, die sich heute der Gruppe der Friedensforscher zurechnen, sind über einen sehr starken normativen Ansatz dazugekommen. Sie verfügen eben nicht über die finanziellen Ressourcen, um wirklich das machen zu können, was sie machen wollen. Insofern stimme ich zu: Opportunismus konnotiert die Realität hier sicher etwas zu negativ.

360°: An den Themen Krieg, Frieden und Sicherheit hat die praktische Politik ein starkes Interesse und verteilt entsprechend ihre Gelder. Wie kann die Forschung da noch unabhängig bleiben?

Buckley-Zistel: Von meinem unmittelbaren Radius kann ich sagen, dass viele Friedens- und Konfliktforscher nicht unbedingt Auftragsstudien für Ministerien machen – mit Ausnahme vielleicht von Evaluationen für das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, das BMZ. Politikberatung liegt den meisten Wissenschaftlern fern. Man kann das aber auch als Problem betrachten. Oft tummeln sich die Forscher mit den neusten Erkenntnissen in ihren Fachzeitschriften. Anstatt mit unserem Wissen Lobbyarbeit zu betreiben oder Handlungsalternativen zu empfehlen, schauen wir Wissenschaftler dahingehend oft nicht über den Tellerrand.

Gießmann: Es gibt einen Unterschied zwischen der universitären und der außeruniversitären Kriegs- und Friedensforschung. In der außeruniversitären Forschung werden spezifische Kenntnisse inzwischen konkret nachgefragt. Das Institut für Entwicklung und Frieden in Duisburg, das Bonner Konversionszentrum oder das Institut für Friedenssicherungsrecht und Humanitäres Völkerrecht in Bochum sind Einrichtungen, die über eine lange Zeit hinweg in ganz spezifischen Themenfeldern operiert haben. Durch die persönlichen Kontakte sind die Gräben zwischen Politik und Wissenschaft hier kleiner geworden. An den Universitäten, wo Forscher im Grunde Einzelkämpfer sind, ist das schwieriger. Übrigens ist es spannend zu beobachten, dass die außerhalb der Politikberatung stehende, unabhängige Friedensforschung vor allem für die Opposition interessant ist, da sie natürlich in dem Ruf steht, kritisch zu sein. Wenn man sich selber nicht wie ein Fähnchen im Winde bewegt, sondern eine bestimmte Position vertritt, dann wird der politische Rat auch durchaus angenommen.

Buckley-Zistel: In der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung haben wir unsere Jahresversammlung 2010 dem Thema Klima gewidmet. Daraufhin kursierte ein offener Brief innerhalb der AFK, in dem die Arbeitsgemeinschaft aufgefordert wurde, mehr am Puls des politischen Geschehen zu sein und so etwas Relevantes wie die Afghanistaneinsätze der Bundeswehr zu thematisieren. Wir werden deshalb in naher Zukunft erneut eine große Aussprache über das Selbstverständnis der Friedensforschung haben. Was können und sollen wir als Berufsverband der Friedens- und Konfliktforscher leisten? Sollen wir uns mehr in das politische Geschehen einmischen – oder geht es vielleicht nur um Modethemen? Das sind die zentralen Fragen, bei denen wir uns sicher nicht alle grün sind. Die Kontroverse findet also auch innerhalb der institutionalisierten Friedensforschung in Deutschland statt.

Gießmann: Ich betrachte Debatten über solche Alternativen als unnötige Nebenkriegsschauplätze. Schließlich ist beides wichtig, Theoriebildung und theoriegestützte Beratung für die Bearbeitung praktischer Probleme. Der mitunter gern gepflegte Streit zwischen „Theoretikern“ und „Praktikern“ ist überflüssig und in meinen Augen oft ein Akt der Selbsterfleischung, weil das in der öffentlichen Wahrnehmung die Glaubwürdigkeit unserer kleinen Zunft nicht gerade stärkt.

Anstatt mit unserem Wissen Lobbyarbeit zu betreiben oder Handlungsalternativen zu empfehlen, schauen wir Wissenschaftler oftmals nicht über den Tellerrand.

Um auf die wirklich großen Fragen unserer Zeit Antworten zu finden, muss man die Kraft haben, über die Tagespolitik hinauszudenken.

360°: Die Friedens- und Konfliktforschung muss sich also gegenüber den Interessen von Politik und Wirtschaft positionieren?

Buckley-Zistel: Ich denke, es ist wichtig, zu überlegen, wer man ist und wo man hin möchte. Vielleicht sind wir mit wenigen Ausnahmen auch einfach nicht präsent genug, sitzen zu viel in unseren Elfenbeintürmen. Vielleicht sollten wir uns einmischen. Ich sehe viele Dinge, die aktuell in meinen Bereichen Vergangenheitsarbeit und Zentralafrika im Argen liegen und geändert werden könnten. Wenn ich unter vier Augen mit Mitarbeitern des BMZ spreche, dann ist das eine Sache. Aber vielleicht ist es auch manchmal wichtig, zu äußern, dass es nicht in Ordnung ist, was einige Geber in Ruanda machen.

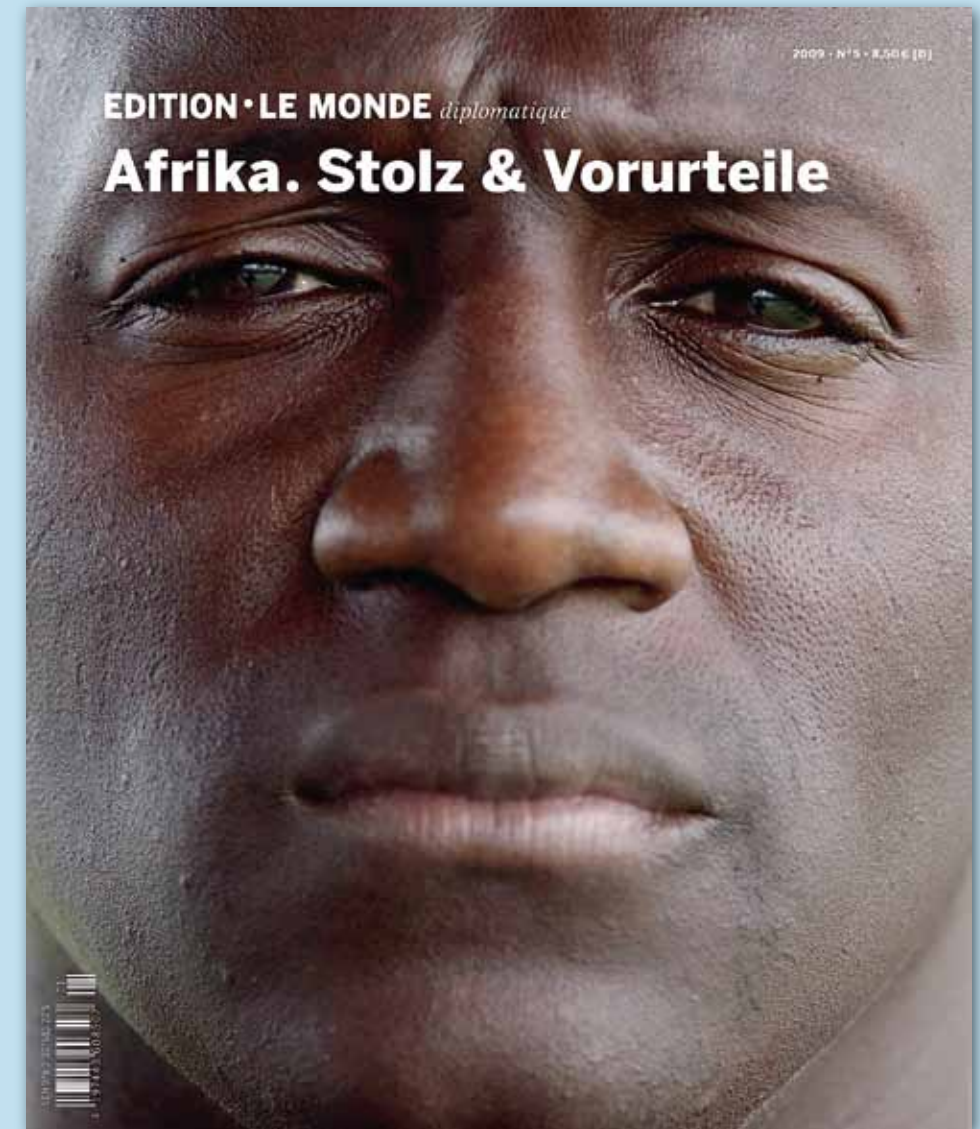
Gießmann: Es gibt aber auch positive Beispiele. Wir wurden jüngst von der Bundesregierung mit der Aufgabe betraut, Wege zu ergründen, wie die Armut- und Hungerbekämpfung in Krisen- und Konfliktzonen besser und gerechter organisiert werden kann. Es scheint mitunter ratsam, unabhängige Forschung um Hilfe zu bitten, um ausgetretene Denkpfade zu verlassen oder zumindest das Fundament von praktikablen Ideen zu verbreitern. Das wäre vor zehn oder noch vor fünf Jahren nicht denkbar gewesen.

360°: Wie erklären Sie sich das?

Gießmann: Negativ betrachtet: mit aufrichtiger Ratlosigkeit. Positiv betrachtet sage ich, dass man die Hoffnung auf Einsicht in die Notwendigkeiten niemals aufgeben darf. Letztlich ist es sicher eine Mischung aus beidem. Aber ich bin kein Phantast, der glaubt, dass es nur um den besten Rat geht, der dann dazu führt, dass Politik sich verändert. Bundestagsabgeordnete sind ihrem Gewissen verpflichtet – und verlassen sich in ihren Entscheidungen doch oft darauf, was ihnen ihre Fachkollegen aus den Arbeitskreisen oder Ausschüssen sagen. Auf dieser Grundlage werden mitunter weitreichende Entscheidungen getroffen, von denen Leben abhängen. Wenn wir darüber nachdenken, in was für einer Welt wir eigentlich leben und wie wir sie in zwanzig, dreißig, vierzig Jahren haben wollen, werden wir die Antwort nicht in einer politischen Kultur finden, die sich an Wahlperioden bemisst und strategische Weichenstellungen, sei es beim Klima, sei es in der Energie- oder Entwicklungspolitik, immer wieder neu in die Zukunft verschiebt. Um auf die wirklich großen Fragen unserer Zeit Antworten zu finden, muss man die Kraft haben, über die Tagespolitik hinauszudenken.

360°: Ihr Forschungsbereich hat unmittelbar mit Leben und Tod zu tun. Das bringt eine besondere Verantwortung mit sich.

Buckley-Zistel: Natürlich geht es um Leben und Tod. Deshalb versuchen viele von uns, wenn auch nicht alle, mit ihrer Arbeit Gewalt zu verhindern, zu reduzieren, einzudämmen. Es geht hier also in erster Linie um eine lebensbeja-



SCHAUT AUF DIESEN KONTINENT!

Rohstoffreichtum, Korruption und gewalttätige Konflikte prägen das Bild vom subsaharischen Afrika. Doch es ist auch ein Erdteil, dessen Bewohner zu Recht stolz sind auf das, was sie haben: die weitgehende Unabhängigkeit von den Kolonialmächten, ihre eigenen Wege zur Demokratie, eine reiche Kultur und natürlich auch den afrikanischen Fußball.

Doris Lessing, Achille Mbembe, Joseph Stiglitz u. a. berichten über die Probleme und Hoffnungen in Afrika.

DAS NEUE HEFT DER EDITION LE MONDE DIPLOMATIQUE

Bestellen: www.monde-diplomatique.de
Auch im Abo oder in Ihrer Buchhandlung
8,50 €, broschiert, 112 S., ISBN 978-3-937683-22-5

 **LE MONDE** *diplomatique*
Der globale Blick

Friedensforschung wird leider oft erst nachgefragt, wenn buchstäblich das Kind schon in den Brunnen gefallen ist. Noch immer ist es leichter, Millionen-summen für Krisenmanagement zu bekommen, als Zehntausende von Euro für eine erfolgreichere Krisenprävention.

hende Perspektive. In Fällen wie dem Kosovo ist das nicht immer einfach. Da fragt man sich: Ein bisschen Gewalt, um viele Leben zu retten, ist das eine Lösung? Das sind Dilemmata, die letztlich jeder mit sich selbst ausmachen und bei denen jeder seinen eigenen Standpunkt finden muss.

Gießmann: Wenn jemand, der sich selbst als Friedensforscher etikettiert, nur wegen des Geldes ein Projekt übernimmt und ein Gutachten schreibt, das letztlich ein Rüstungsprogramm rechtfertigt, verstehe ich das nicht. Wir haben eine friedenspolitische Verantwortung. Die Menschen, die sich in Konflikten befinden, suchen nach Antworten. Und diese Antworten erwarten sie zu Recht von den Friedensforschern dieser Welt. Friedensforschung wird leider oft erst nachgefragt, wenn buchstäblich das Kind schon in den Brunnen gefallen ist. Das, was eigentlich unser Lieblingsgeschäft wäre, nämlich zu verhindern, dass es überhaupt zu Gewalt kommt, ist in unseren Gesellschaften scheinbar wenig alltagstauglich. Noch immer ist es leichter, Millionensummen für Krisenmanagement zu bekommen, als Zehntausende von Euro für eine erfolgreichere Krisenprävention. Aber es geht natürlich nicht nur um Geld. Vor allem geht es um die von Kofi Annan so bezeichnete „Kultur der Prävention“, an der es eben leider auch in unseren Gesellschaften hapert.

360°: Gibt es Dinge, die man als Friedensforscher besser nicht denken sollte?

Gießmann: Zu dem, was man für richtig hält, muss man stehen. Man darf aber nicht der Illusion erliegen, dass man die Wahrheit für sich gepachtet hat. Für mich steht die Verantwortung im Vordergrund, nach bestem Wissen und Gewissen und mit allem wissenschaftlichen Anstand genau das zu tun, was man am besten kann: seriöse, wissenschaftliche Arbeiten auf den Tisch legen, und dann auch dafür werben. Mir ist wichtiger, dass eine Empfehlung von mir die Entscheidungsträger und Konfliktparteien erreicht, als wissenschaftliche Meriten zu sammeln. Da interessiert mich ehrlich gesagt nicht, ob das manche Fachkollegen für theoriefern halten. Insofern hänge ich nostalgisch an der Idee, mit meiner Forschung lieber einen praktischen Beitrag zum Frieden zu leisten, als einen wissenschaftlichen Streit auszulösen.

360°: Wir erwarten nicht, dass Sie die Zukunft vorhersagen. Trotzdem möchten wir wissen: Wie friedlich sehen Sie die Welt im 21. Jahrhundert?

Buckley-Zistel: Mir macht der sogenannte „Clash of Civilizations“ große Sorgen, wobei ich diese Bezeichnung sehr problematisch finde. Hier zeigen sich vielschichtige Konfliktlinien, ob das jetzt innerhalb Deutschlands ist oder auf internationaler Ebene. An der Grenze zu Neukölln, wo ich wohne, sehe ich jeden Tag, wie Diskriminierung und Ausgrenzung funktionieren. Mit einem kleinen Kind bereitet mir das Bauchschmerzen. Ich glaube, dass wir bei uns zu Hause, in der industrialisierten Welt, mit westlichen Paradigmen aufräumen müssen. Wir sollten dazu beitragen, die bestehenden Antagonismen aufzulösen. Außerdem: Wir können westliche Exportschlager wie den liberalen Frie-

den nicht einfach unreflektiert verbreiten und denken, dass das so in Ordnung ist.

Gießmann: Ich habe vor einigen Jahren im Streit um den Human Security Report die These vertreten, dass man zwar vielleicht statistisch belegen könne, dass die Welt insgesamt friedlicher geworden ist, dass aber die Kriterien dieser Einschätzung fragwürdig und wir nicht vor gegenläufigen Trends gefeit sind. Der Aufsatz ist mir von einigen Kollegen um die Ohren gehauen worden. Ich bleibe dabei, und inzwischen ist von der damaligen Euphorie auch nicht mehr viel übrig. Mein Schluss ist, dass wir auf die neuen Konflikttypen weiterhin schlecht vorbereitet sind. Auf der einen Seite blicke ich pessimistisch in die Zukunft. Die Entwicklungen laufen uns einfach davon. Im Moment befinden wir uns eigentlich noch im Prozess der Reflexion der globalen Veränderungen seit dem Ende des Kalten Krieges und weniger im Prozess der Konzeptualisierung einer für das 21. Jahrhundert wirklich adäquaten Friedenspolitik. Dran bleiben, im Faustschen Sinne ergründen, was unsere Welt zusammenhält und versuchen, praktikable Vorschläge und Konzepte zu unterbreiten, sehe ich als Auftrag an. Es ist schön, zu sehen, wie mitunter im Kleinen Fortschritte durch gemeinsames Lernen möglich sind. Deswegen überwiegt dann am Schluss der optimistische Blick. Wäre ja auch schlimm, wenn nicht.

Dr. Susanne Buckley-Zistel ist Projektleiterin des DFG-Projekts „The Politics of Building Peace: an Analysis of Transitional Justice, Reconciliation Initiatives and Unification Policies in War-torn Societies“ am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin und ab Juni 2009 Professorin für Friedens- und Konfliktforschung am Zentrum für Konfliktforschung in Marburg. Parallel arbeitet sie als Gutachterin im Bereich Konfliktprävention und Friedenskonsolidierung. Seit 2008 ist Buckley-Zistel Frauenbeauftragte der Arbeitsgemeinschaft Friedens- und Konfliktforschung und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Kölner Forums für Internationale Beziehungen und Sicherheitspolitik. 2008 veröffentlichte sie die Monographie „Conflict Transformation and Social Change in Uganda. Remembering after Violence“ bei Palgrave.

Prof. Dr. Hans J. Gießmann ist Direktor des Berghof-Forschungszentrums für konstruktive Konfliktbearbeitung in Berlin. Er lehrt an der Universität Hamburg und im Rahmen des Europäischen Studiengangs „Menschenrechte und Demokratisierung“ in Venedig. Gießmann berät seit vielen Jahren öffentliche und zivilgesellschaftliche Akteure im In- und Ausland und ist Mitherausgeber und Beirat mehrerer friedenswissenschaftlicher und außenpolitischer Fachzeitschriften, unter anderem des Berghof Handbook for Conflict Transformation. In diesem Jahr erschien von ihm „Armee im Einsatz: Grundlagen, Strategien und Ergebnisse einer Beteiligung der Bundeswehr“ im Nomos-Verlag, unter der Mitherausgeberschaft von Armin Wagner.

